

# Er rief nach ihr

Sabine Mehne



# Er rief nach ihr

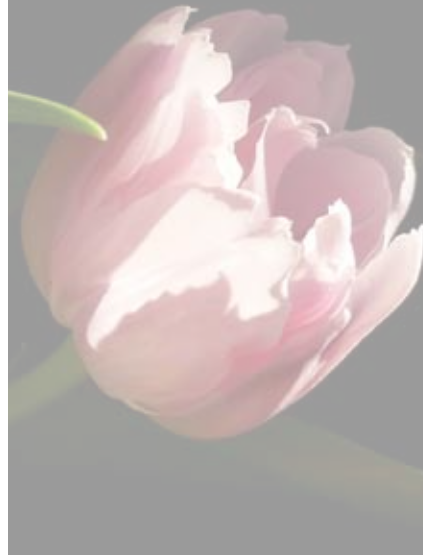
Sabine Mehne  
begonnen 2005 beendet 2011

Jeden Tag, egal wie viel Zeit sie bei ihm verbracht hatte, rief er nach ihr. Sein Rufen war sehr unterschiedlich, mal fordernd und drängend, mal zärtlich und dankbar. Es erinnerte sie oft an das vielfarbige Fenster in der kleinen Kirche auf dem Hügel, mitten in der Toskana, wo sie einen ihrer schönsten Urlaube verbracht hatten.

In den letzten Wochen war sein Rufen fahl geworden, aber es traf sie immer noch an jenem Punkt in ihrem Innersten, wo sie so verletztlich war.

Sein Rufen war der rote Faden in ihrem Leben geworden, doch das verstand sie erst heute. Damals war es nur ein Wimmern, über das sie fast hinweg gestolpert wäre. Es war um die Stunde, wenn die Nacht dem Tag weicht, und die ersten Vögel unvermittelt ihren Gesang anstimmen. Sie fröstelte, hatte sie doch kein Auge zugetan. Während des fünften Bombenangriffs harrete sie alleine in der alten Scheune aus. Für den Keller war sie zu spät gekommen, weil sie noch nach Essen gesucht hatte.

Schließlich ertönte das Signal der Entwarnung. Dann war es still. Der Morgentau benetzte ihre schäbigen Lederschuhe, und ihre Augen suchten die Umgebung nach dem Elternhaus ab. Dort wo es vorher gestanden hatte, stieg nun eine Rauchsäule nach oben. Riesige Schutberge türmten sich vor ihr auf, selbst der Kirchturm in der Mitte des Dorfes war verschwunden. Es roch nach verbranntem Fleisch. Sie war starr vor Schreck und Fassungslosigkeit und stellte sich unentwegt die Frage, wo ihre Eltern und die Schwester waren?



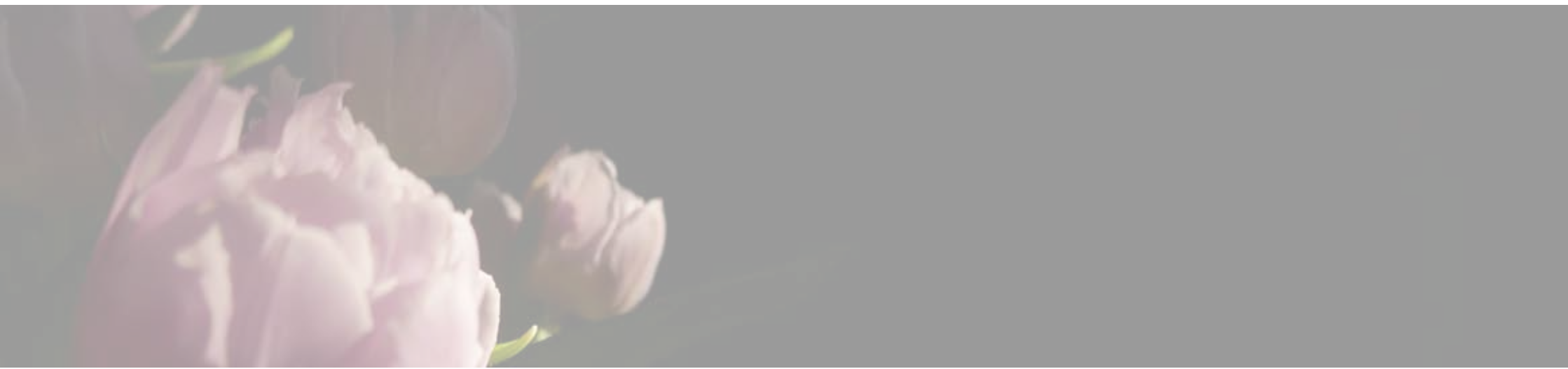
Ihr linker Fuß wollte gerade über einen Haufen zertrümmerter Hauswände steigen, deren rosa Tapetenfetzen sie im Augenwinkel sah, als sie das Wimmern hörte. Erschrocken blieb sie stehen und lauschte. Ihr Herzschlag war für diesen Moment das einzige Geräusch, das sie hörte. Direkt unter ihrem Fuß war dieses Wimmern gewesen. Sie sprang zur Seite und legte das Ohr auf den Boden, doch es blieb still. Dann hörte sie es wieder. Vorsichtig räumte sie den Schutt beiseite und grub sich in die Tiefe. Ihre Hände schmerzten und bluteten, doch das stärker werdende Wimmern spornte sie an. Plötzlich fühlte sie etwas Weiches und starrte auf eine staubige, kräftige Hand, die wie an ihre angeheftet schien. Sie war kalt, doch sie spürte den leisen Schlag des Blutes. Ohne lange zu überlegen drückte sie diese Hand, so wie sie die Kinderhand ihres kleinen Cousins gedrückt hatte, immer wenn sie mit ihm spazieren ging. Zu ihrem Erstaunen wurde das Wimmern stärker. Unwillkürlich drückte sie in einem Wechsel - langsam und schnell -, als wolle sie sagen: Hallo, hier bin ich! Fassungslos fühlte sie in ihrer Handinnenfläche den gleichen Rhythmus, nur viel, viel schwächer, als käme er aus Kilometer weiter Entfernung. Kurz darauf verstärkte sich das Wimmern wieder. Aufgeregt durchbrach ihre Stimme den stillen Morgen: „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“ Und in einer Pause, weil ihr plötzlich schwindelig geworden, und das Wimmern kaum noch zu hören war, sagte sie leise: „Bitte, gib nicht auf!“

Irgendwann hatte sie es geschafft. In den Trümmern erblickte sie seine Augen. Erschöpft beugte sie ihren Kopf nach unten und legte ihre Stirn auf die seine. In dieser Position fühlte sie eine übermächtige Müdigkeit, und sie wollte auf der Stelle nur noch schlafen. Doch er wimmerte so stark, dass sie weiter buddeln musste, bis sie merkte, dass es unmöglich wäre ihn alleine zu befreien. Sie hatte erst einen Arm und das Gesicht befreit, und ihre Arme fühlten sich an wie nasse Säcke. Ihr Gegenüber sprach nicht, bewegte sich nicht, nur seine Augen flehten sie an, weiter zu machen. Als sie sich aufrichtete und verzweifelt um sich blickte, schallte es in ihren Ohren: „He! Was treibst du da, mitten im Schutt? Verdammter Krieg. Komm, lass uns was zu essen suchen!“ Hinter ihr stand Ferdinand, der mongoloide Kerl, den keiner im Dorf leiden konnte, weil er die Leute anspuckte und sich über sie lustig machte. Ausgerechnet er! Sie hatte immer versucht, ihm aus dem Weg zu gehen. Sie fürchtete und ekelte sich vor ihm, seinem schiefen Blick und dem sabbernden Mund. Er arbeitete beim Bauern. Angeblich besaß er Bärenkräfte. Ohne lange zu überlegen, herrschte sie ihn an und war erstaunt, dass er auf sie hörte. „Komm und hilf mir, pack an, wir müssen hier graben. Da lebt noch einer.“ Jetzt zeigte sich, wie viel Kraft wirklich in diesem Ferdinand steckte. In Windeseile hatte er die Brocken zur Seite geräumt, und Stück für Stück kam ein Männerkörper zum Vorschein. Sie zerrten an ihm, doch es war vergebens, er konnte nicht aufstehen. Ferdinand versprach Hilfe zu holen, und sie blieb bei dem Fremden sitzen und drückte immer wieder seine Hand, um ihm zu zeigen, dass alles gut werden würde. Gelegentlich streichelte sie seine Stirn. Irgendwann rutschte sie neben ihn, in seinen Arm und schlief ein.

Die Klingel an der Haustüre läutete wohl schon länger, klang energisch, fast stürmisch, als sie endlich zu sich kam und sich ärgerte, weil es ihr schon wieder passiert war. In letzter Zeit passierte es immer öfter. Mitten am Tag, kaum, dass sie still saß, schlief sie ein.

Schwester Bärbel von der Diakoniestation betrat mit besorgtem Blick die kleine Wohnung. Ihre Ankunft erleichterte sie, denn hatte Bärbel Dienst, war alles gut. Auch wenn er schon lange nichts mehr sehen konnte, schien er zu spüren, wenn sie an sein Bett trat. Von Bärbel ließ er sich fast alles gefallen.

Jetzt war es Zeit für seine Spritze und das Waschen. Zeit, in der sie etwas für sich erledigen konnte. Das waren die wenigen Momente, in denen sie sicher war, dass er nicht nach ihr rief. In letzter Zeit war sie so müde, hatte immer weniger Lust für ihren Alltag. Trotzdem machte sie sich auf den Weg, um beim Bäcker Brot zu holen. Bewegung an der frischen Luft hatte ihr immer gut getan. Jetzt kam sie nicht mehr oft vor die Tür. Ihre Schritte waren langsam, die Arthrose in den Knien machte ihr zu schaffen. Aber solange sie noch gehen konnte, das hatte sie sich geschworen, wollte sie nichts verändern. Ihre Kinder versuchten immer wieder, sie zu überreden. Sie sollte doch auch an sich denken und ihn endlich in ein Heim geben. Ihr ganzes Leben lang habe sie geschuftet, jetzt, in ihren letzten Jahren, könne sie doch noch ein wenig das Leben für sich genießen. Aber ohne ihn konnte sie das Leben nicht genießen, und ein Heim war unvorstellbar für sie. Wenn der Herrgott sie trennte, würde sie sich fügen. Als sie daran dachte, spürte sie ihre Liebe zu ihm, und es kam ihr vor, als sei sie heftiger als je zuvor.



Obwohl er jetzt nicht nach ihr rief, klang sein Rufen in ihrem Ohr. Es war ihre Melodie, ihr Antrieb. Jetzt stimmte sie den Rhythmus ihrer Schritte auf den vertrauten Klang seiner Stimme ein und betrat fast beschwingt den Bäckerladen. Die kräftige Frau hinter der Theke freute sich wie immer, wenn sie kam und hatte sie einmal sogar gefragt, warum sie immer ein so frohes Lächeln auf dem Gesicht habe. Dieses, so hatte die Bäckersfrau über den Tresen gebeugt, verraten, könne sie schon von weitem sehen. Vielleicht spiegelte dieses Lächeln ja sein Rufen wieder.

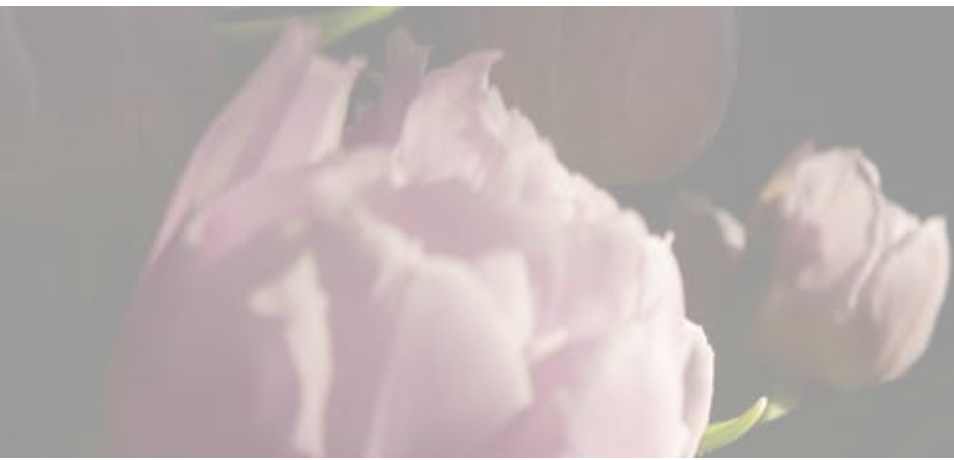
In letzter Zeit waren ihre Falten tiefer geworden und ihre Augen oft rot vor Müdigkeit. Es war mit ihm wirklich anstrengend geworden. Oder hatte nur ihre Kraft nachgelassen? Ihr Blick wurde vom ausgelassenen Spiel zweier Hunde auf der großen Wiese hinter den Häusern magisch angezogen. Hunde waren auch damals übrig geblieben, streunten herum, nachdem ihr Dorf in Schutt und Asche versunken war. Einer davon hatte sie auf Schritt und Tritt begleitet, und immer wieder hatte sie ihre Tränen über den Verlust der Familie in sein Fell fließen lassen. Der Hund schmiegte seinen Hals an ihr Gesicht und wartete geduldig, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

Es hatte damals Tage gedauert, Tage an denen sie beide, wie auf einer einsamen Insel gestrandet, notgedrungen zusammen hielten, bis Ferdinand einen Laster aufgetrieben hatte. Sie war kurzer Hand mit aufgesprungen. Was sollte sie noch in ihrem Dorf ohne ihre Familie? Ferdinand winkte ihr zum Abschied, und trotz seines hässlichen Anblicks spürte sie so etwas wie Verbundenheit. Mit seinem sabbernden Mund und dem kindischen Lachen sah sie ihn immer kleiner werden, und schließlich verschwand er für immer aus ihrem Blick und mit ihm die zerstörte Heimat.

Sie war bei ihm geblieben. Das einzige, was sie tun konnte, war sein Wimmern und Schreien zu hören, ihn zu besänftigen und an seiner Seite auszuharren. Medikamente waren knapp, und so konnte sie nicht davon ablassen, seine Hand zu halten, seine Stirn zu kühlen und ihm gut zuzureden. „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“ Diese Worte sagte sie immer wieder auf, wie eine Schallplatte, die in der Rille fest hing. Im Lazarett hatte man sie geduldet. Keiner war auf die Idee gekommen zu fragen, wer sie sei. Man ließ sie gewähren. Sie schlief auf einer Decke am Boden neben seiner Pritsche, und vom Essen fiel immer etwas für sie ab. Der Lazarettarzt, der damals dankbar war über jede helfende Hand, übertrug ihr den Verbandswechsel und das notdürftige Reinigen der Amputationswunde am rechten Oberschenkel.

An manchen Tagen konnte sie es kaum aushalten. Der Geruch, das Geschrei der Verletzten und dazu ihre Gesichter raubten ihr fast das letzte Stückchen Hoffnung. Viele Jahre später noch wachte sie nachts auf und dachte, es sei immer noch Krieg. Immer wieder wurde sie von den Bildern jener Tage heimgesucht, und in manchen Nächten weinte sie sich wieder in den Schlaf.

Nach einer Zeit im Lazarett entdeckte sie, dass die vielen Wochen ihre Erinnerung verdünnt hatten. Ganz ähnlich wie ihre Mutter immer wieder Wasser in die geschmacklose Suppe geschüttet hatte, um alle satt zu kriegen. Übrig blieb ein starkes Gefühl: Eine unendliche Hingabe, gemischt mit Verletzlichkeit, obwohl ihr alles unter die Haut ging. Sie nahm seine Schmerzen und seine Verzweiflung in sich auf und trug sie mit sich durch diese grauen Tage. Manchmal kam sie sich vor wie ein großes Gefäß, durch das die Schmerzen hindurchliefen. Im Nachhinein empfand sie diese Zeit auch als Glück, denn die letzten schweren Kriegswochen waren sie in Sicherheit. Als der Krieg dann tatsächlich vorbei war, konnte er sich schon mit seinen Holzstöcken unter den Achseln vorwärts schleppen. Danach fanden sie beide Arbeit bei einem Schuster, dessen Haus noch stehen geblieben war, und wohnten



mit der kinderreicher Familie in einem kalten, nicht beheizbaren Zimmer unterm Dach.

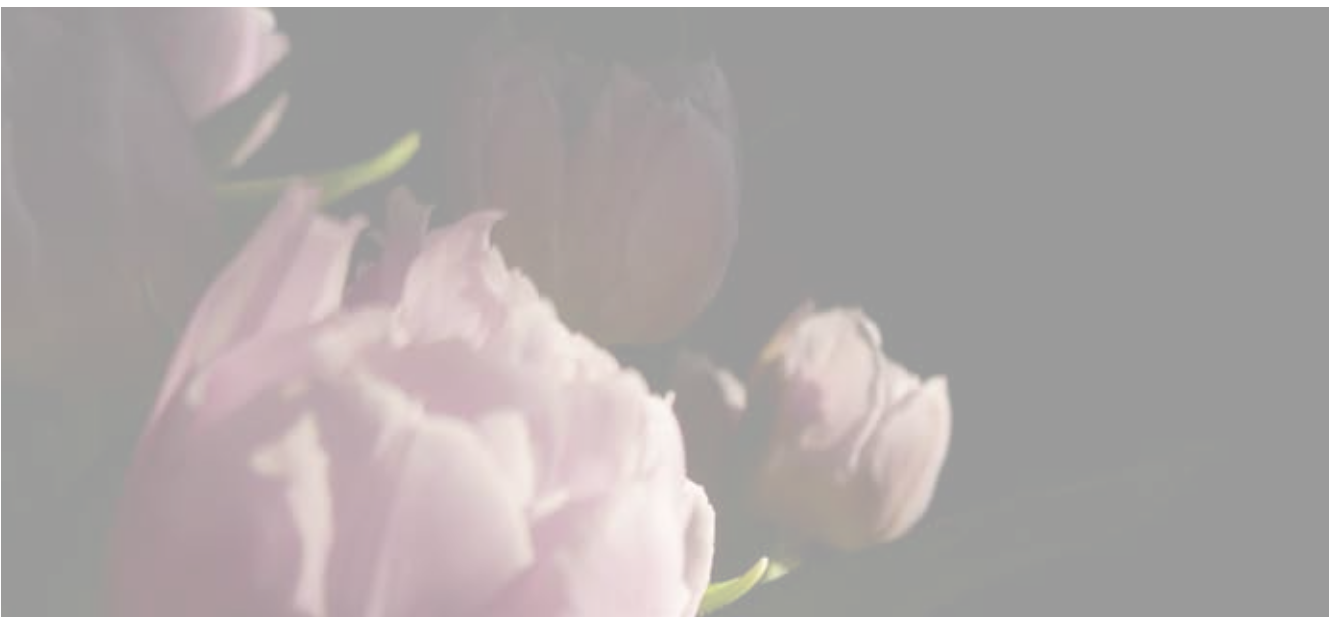
Anfangs sprachen sie nicht darüber, aber es brauchte auch keine Worte. Sie gehörten zusammen, das war keine Frage. Später machte er ihr einen Heiratsantrag, und wenn sie daran zurück dachte, huschte wieder dieses Lächeln über ihr Gesicht. Es war im Herbst, und er hatte mit Mühe einen Strauß Rosen erstanden. Wie so oft nahm er sie auf seinen Schoß, und sie fand das herrlich. Jahre später sollte er ihr gestehen, dass er durch das Gewicht ihres Körpers auf seinem Stumpf die Phantomschmerzen besser ertragen konnte. In dieser Pose sprachen sie an jenem Abend über den nahenden Winter und die Aussicht auf eine eigene Wohnung. Er holte hinter seinem Rücken den Strauß Rosen hervor und bat sie, seine Frau zu werden. Ihr Herz hüpfte und ohne Zögern sagte sie ja.

Von ihrer Hochzeit existierte kein Foto. Die Frau des Schusters hatte ihr ein Kleid ausgeliehen, darüber trug sie ihren alten Mantel. Die Kinder hatten verblühte Herbstblumen gesammelt und sie mit lauten Rufen der Freude über sie geworfen. Eine davon war in ihren Büstenhalter gerutscht, und sie fand sie nach der Hochzeitsnacht gepresst auf dem Laken wieder. Eine kleine rote Dahlie wurde Zeugin ihrer ersten Liebesversuche. Die Wunde am Stumpf war empfindlich und immer im Weg. Es war mühsam zu Beginn, und es brauchte Zeit, Zeit, bis sie sich an das Hindernis gewöhnt hatten.

Als sie den Schlüssel in der Wohnungstüre umdrehte, wartete Schwester Bärbel schon im Flur. Offensichtlich war sie heute länger weg gewesen als sonst. „Ist alles in Ordnung?“, fragte Schwester Bärbel. „Ja, ja, alles in Ordnung. Ich bin heute nur ein wenig in Gedanken.“ „Dann bis morgen! Einen schönen Tag wünsche ich noch, und melden Sie sich, wenn irgendetwas ist, ja?“ Weg war sie. Schade! Sie hätte so gerne noch ein wenig mit ihr geredet, ihr einen Tee angeboten. Für ihr Alter hatte sie schon viel von jenem gewissen Etwas. Die Freude an ihrer Arbeit war in ihrem jungen Gesicht zu lesen und rührte regelmäßig ihr Herz. Sie wollte der jungen Frau so gerne danken, aber das übliche, wie etwas Süßes schien ihr zu wenig zu sein. Außerdem hatte Schwester Bärbel ihr gleich zu Anfang gesagt, dass sie keine Geschenke annahm. Deshalb hielt sie die warme, kraftvolle Hand der Schwester manches Mal ein wenig länger und drückte sie feste. In solchen Momenten lächelte Schwester Bärbel und schaute ihr etwas tiefer als sonst in die Augen. Diese Momente waren für sie wie gestreichelt zu werden.

Sie stellte ihre Einkaufstasche in die Küche, trank einen Schluck kalten Tee und ging an sein Bett. Er schlief. Welcher Frieden! Sein Atem ging sehr flach und wurde gelegentlich von einem leisen Wimmern unterbrochen. Ihre Augen machten die Runde. Der Urinbeutel hatte noch Platz für zwei Stunden, und die nächste Insulinspritze lag schon bereit. Sie streichelte seinen Arm und die Stirn und schlurfte zurück in die Küche. Dort sortierte sie das Gemüse für das Mittagessen und begann die Möhren zu putzen. Die erste Möhre hatte sie gerade geschält, als er nach ihr rief. Es klang wie ein Donner. Die Möhre fiel ihr aus den Händen und sie antwortete, während sie in sein Zimmer lief: „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“

Als sie das Zimmer betrat, fuchtelte er unruhig mit seinen Händen hin und her und machte Anstalten, ihr etwas zu sagen, doch seine Worte waren zu undeutlich. Sie verstand ihn nicht mehr. In alter Gewohnheit wiederholte sie ihren Satz „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut“. Doch jetzt beruhigte er sich nicht. Seine Hände krallten sich in



den Stoff der Bettdecke, und er rief ununterbrochen nach ihr, dabei stand sie dicht neben ihm. Sie versuchte ihm mit der Schnabeltasse einige Schlucke Tee einzufließen, was er widerwillig geschehen ließ. Kaum hatte sie die Tasse abgestellt, ertönte wieder sein panisches Rufen, das ihr jetzt durch den ganzen Körper fuhr. Sie spürte, wie sie ungeduldig wurde, und als er nicht aufhören wollte, fuhr sie ihn an. Er verstummte augenblicklich, und sie atmete erleichtert aus. Sie konnte einfach nicht mehr für ihn tun, das musste er doch verstehen! Dazu wartete doch das Gemüse in der Küche, und Hunger hatte sie auch. „Komm, sei brav. Ich koche jetzt, und dann komme ich wieder.“ Sie beugte sich noch zu ihm hin und gab ihm einen leichten Kuss auf die Stirn. Diese Geste war fester Bestandteil ihrer spärlichen körperlichen Begegnungen.

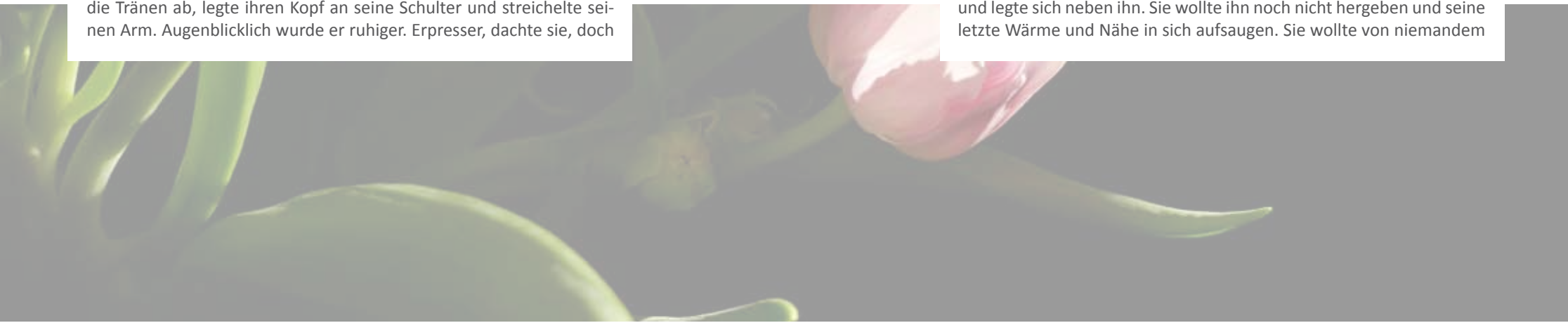
Sie begab sich in die Küche, begleitet durch sein Wimmern im Hintergrund. Kaum hatte sie drei Möhren in kleine Stückchen geschnitten, etwas Wasser in den Topf gegeben und die Herdplatte angestellt, ging es von Neuem los. Er rief. Erst leise, dann immer fordernder. Heute war es fast wie das Krächzen eines Raben. Seine Stimme klang anders als sonst. Ihr Hunger war mächtig, aber sein Schreien zu ertragen war ihr unmöglich. Reflexartig schaltete sie den Herd wieder aus.

Als sie an seinem Bett angelangt war, sah sie, dass er Tränen auf den Wangen hatte und wieder fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum. So unruhig war er selten gewesen. Ob er Schmerzen hatte? Plötzlich hatte er sie am Arm erwischt und zog so stark, dass sie sich zu ihm herunterbeugen musste. Er keuchte in ihr Ohr, aber wieder verstand sie kein Wort. Schnell griff sie nach hinten und zog sich den Stuhl ans Bett. Ihren Arm hielt er fest umklammert, als wollte er ihr Handfesseln anlegen, und er weinte wie ein Kind. Er tat ihr leid. Er war blind, bewegungsunfähig ans Bett gefesselt, und jetzt versagte ihm auch die Sprache. Seine Worte waren so undeutlich wie nie zuvor. Sie wischte ihm die Tränen ab, legte ihren Kopf an seine Schulter und streichelte seinen Arm. Augenblicklich wurde er ruhiger. Erpresser, dachte sie, doch

dann spürte sie, wie ihr dieser Moment der Nähe gefiel. Mit leicht verdrehtem Oberkörper sank sie in seinen Arm.

Ihre Gedanken wanderten zurück zu jenen Sonntagmorgen, an denen sie nach dem Frühstück noch mal ins Bett gekrochen waren. Es war immer kalt in der Wohnung. Erst wärmten sie sich gegenseitig, dann versanken sie in ihr Liebesglück. Später, als sie die Kinder hatten, hieß es immer früh aufstehen. Welche Freude hatten sie an den Kindern gehabt, obwohl sie so arm waren. Sie spielten in der Werkstatt mit Abfällen und waren immer in ihrer Nähe. Neben der Werkstatt war eine große Wiese, auf der die Kinder bei schönem Wetter ausgelassen tobten. Oftmals saß sie auf seinem Schoß, er griff dann mit seinen kräftigen Händen nach ihrem Hintern und rutsche ihn so zurecht, dass sie fast mit ihrem ganzen Gewicht auf seinem Stumpf saß. Dann bat er sie immer, leicht federnd zu wippen. Sie hatte den richtigen Rhythmus bald heraus, mit dem sie seine Schmerzen lindern konnte. Zum Dank küsste er sie zart und rieb ihr den Rücken zwischen den Schulterblättern, wo es sie oft schmerzte.

Die Erinnerungen trieben ihr Tränen in die Augen, und sie sah sie auf seinen gestreiften Schlafanzug tropfen. Plötzlich saß sie kerzengrade. Sie vermisse sein Wimmern, sein vertrautes Rufen. Stattdessen atmete er kaum noch. Es hörte sich an wie das Knarren einer alten Tür. „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut“, rief sie voller Schrecken ins Zimmer, aber es antwortete nur die große Standuhr im Wohnzimmer, die Mittag verkündete. Mit einem knarrenden und gurgelnden Ton atmete er aus. Dann war alles still. Sie legte ihren Kopf auf seine Brust und hörte den Schlag seines Herzens nicht mehr, und es kam ihr so vor, als ob auch ihr Herz stolperte und langsamer schlug. Wieder war da ihre große Müdigkeit. Sein Gesicht war blass, aber voller Frieden, als ob er schlief. Sanft drückte sie seine Augenlider nach unten und dann konnte sie nicht länger an sich halten. Sie hob die Bettdecke und legte sich neben ihn. Sie wollte ihn noch nicht hergeben und seine letzte Wärme und Nähe in sich aufsaugen. Sie wollte von niemandem



gestört werden. Es war das gleiche Gefühl, wie damals, als sie neben ihm ausharrte, bis der Laster sie abholte. Ihre gottverdammte einsame Insel, nur sie und er, wie im Paradies.

Als die Standuhr dreimal schlug, erwachte sie und öffnete die Augen. Sie wusste sofort, was geschehen war und war überrascht, dass sie sich erlöst fühlte. Sie stieg langsam und vorsichtig aus dem Bett, zupfte die Decke liebevoll wieder zurecht und flüsterte: „Ich bin doch da. Es ist alles gut. Du bist jetzt frei.“

Sie ging zum Telefon und rief Schwester Bärbel an. Dann kochte sie Tee und freute sich diebisch, dass sie es alleine geschafft hatten. Er war jetzt auf seiner ganz besonderen Insel und rief von dort nach ihr. Sie hörte es ganz deutlich und wusste, sie würde bald nachkommen.

